

**Rezension zu: Eva Neuland / Benjamin Könning / Elisa Wessels
(Hgg.): Jugendliche im Gespräch. Forschungskonzepte, Methoden
und Anwendungsfelder aus der Werkstatt der empirischen
Sprachforschung. Berlin: Peter Lang 2018**

Anne Frenzke-Shim

In der Reihe *Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge* ist mit dem von Eva Neuland, Benjamin Könning und Elisa Wessels herausgegebenen Band *Jugendliche im Gespräch. Forschungskonzepte, Methoden und Anwendungsfelder aus der Werkstatt der empirischen Sprachforschung* ein weiterer Beitrag zur Jugendsprachforschung erschienen. Die linguistische Jugendsprachforschung im deutschsprachigen Raum ist eine vergleichsweise junge Disziplin, deren Anfänge mit Hennes Untersuchungen in den 1980er Jahren zu finden sind. Besonders ist beim Forschungsgegenstand "Jugendsprache" nicht zuletzt die Verschränkung des wissenschaftlichen mit dem öffentlichen, oft kritischen Diskurs zur Sprachverwendung der Jugendlichen. Medial unterstützt wird im Alltagsverständnis bereits seit den 1970er Jahren der Mythos einer einzigen in sich geschlossenen Jugendsprache konstruiert, den empirische Forschungsergebnisse seit Beginn der linguistischen Erforschung des jugendlichen Sprachgebrauchs widerlegen: "Der linguistische Forschungsgegenstand Jugendsprache und das öffentliche Diskussionsthema 'Jugendsprache' sind nicht deckungsgleich" (Neuland 2018:35). Neuland (2018:68) definiert Jugendsprache "als Mittel gruppenspezifischer Kommunikation". Es handelt sich Albrecht (1993) folgend um "einen 'andersartigen', 'abweichenden', 'innovativen' Sprachgebrauch, der vorzugsweise bei ganz bestimmten Jugendgruppen erwartet wird" (Androutsopoulos 2001:59). Diese Beschreibungen verweisen auf die Heterogenität der jugendlichen Sprechweisen. Neben Unterscheidungen auf der Ebene des Sprachsystems spielen bei der Differenzierung sprecherorientierte Zugänge zum jugendlichen Sprachgebrauch eine Rolle (Bahlo et al. 2019:45). Dabei sind adressaten-, medien- und situationsspezifische, aber auch geschlechts- und alterstypische Verwendungsweisen in den Fokus des Forschungsinteresses getreten. Methodisch zeigt sich diese Fokussierung in der "Abwendung von der lexikalischen Ebene und [der] Hinwendung zu soziolinguistischen, pragmatischen und ethnographischen Aspekten" (Androutsopoulos 1998:39f.).

Hier knüpft der zur Rezension vorliegende Sammelband von Neuland, Könning und Wessels mit seiner Intention, eine Sammlung von Ergebnissen aus gesprächsanalytischen, medienlinguistischen und variationslinguistischen Untersuchungen zur Interaktion von Jugendlichen vorzulegen (7), an. Damit verortet er sich im methodologischen Diskurs, wie auch sein Untertitel suggeriert. Zugleich trägt er auf der inhaltlichen Ebene zu einer weiteren Ausdifferenzierung des Konstruktes "Jugendsprache" bei, indem das Interaktionsverhalten Jugendlicher im Gespräch miteinander oder mit Älteren untersucht wird. Der 334 Seiten umfassende Band ist aus dem gleichnamigen Workshop im Rahmen des DFG-Projektes "Sprachliche Höflichkeit bei Jugendlichen – empirische Gebrauchs- und Verständnisweisen im Schulalter", der im Herbst 2017 an der Bergischen Universität stattfand, hervorgegangen. Nach einem einleitenden Beitrag sind 16 Aufsätze nach "Kontexten" geordnet. Im "Kontext Schule" finden sich fünf Aufsätze, die die Unterrichtskommunikation (Hee, Kreuz), zudem in Kontrast zur Pausenkommunikation (Neuland/

Könning/Wessels), sowie die Sprachkompetenz von Jugendlichen in Ausbildungssituationen (Efing/Sander) und schulische Elterngespräche (Röhrs) in den Blick nehmen. Thematisch divers sind die drei Beiträge zum "Kontext Freizeit", die sich mit multimodalen Begrüßungsritualen (Bahlo/Krain), dem Selbstinszenierungspotenzial von Kleidung (Staubach) sowie Erzählstilen Jugendlicher (Dittmar) beschäftigen. Der Teil "Kontext Mehrsprachigkeit" umfasst vier Beiträge, die sich im Forschungskontext "Mehrsprachigkeit" situieren. Mehrsprachigkeit ist sowohl als innere als auch als äußere Mehrsprachigkeit zu verstehen: Betrachtete Gebersprachen sind ebenso Dialekte (Oberdorfer) wie das Arabische, Türkische oder Englische (Bohlin) oder auch beide Varianten (Züst/Eggel). Enthalten ist außerdem ein Beitrag zu Einstellungen von DaF-Studierenden zur deutschen Jugendsprache (Gerdes). Der letzte Teil „Kontext Medien“ konzentriert sich mit zwei Beiträgen (Saxalber/Micheluzzi, Meer) auf das Kommunikationsverhalten Jugendlicher in digitalen Medien.

Das doppelte Ziel des Bandes wird im einführenden Beitrag der HerausgeberInnen deutlich: Zum einen verknüpfen sie das Thema Jugendsprache mit dem öffentlichen Diskurs über deren vermeintlichen Beitrag zum Verfall der deutschen Sprache, auch im Kontext von Mehrsprachigkeit und der Interaktion in den digitalen Medien. Dem gegenüber verweisen sie auf den "innovativen und sprachproduktiven Charakter jugendlicher Sprechweisen" (7) und nehmen gerade auf die beiden Bereiche Mehrsprachigkeit und digitale Medien explizit Bezug. Zum anderen heben sie den methodischen Schwerpunkt des Bandes hervor, indem sie Vor- und Nachteile unterschiedlicher Vorgehensweisen im Überblick zusammenstellen. Dazu diskutieren sie knapp sowohl Erhebungsmethoden für Spontandaten und elizitierende Verfahren wie Fragebögen und Interviews als auch Auswertungsverfahren wie korpusanalytische Ansätze und multimodale Verfahren.

Zu den Beiträgen im Einzelnen: In ihrem eigenen Beitrag im Teil "Kontext Schule" mit dem Titel *Gebrauchs- und Verständnisweisen sprachlicher Höflichkeit von Jugendlichen: Korrespondenzanalysen von Fragebogen- und Spontandaten am Beispiel von Komplimentieren/Loben* beschäftigt sich das Herausgebertrio mit Formen und Funktionen positiver Höflichkeit in der Interaktion Jugendlicher. Komplimente sowie Lob definieren sie als "vom Sprecher ausgehende Positivbewertung" (16), wobei sich das Loben in der Regel auf Leistungen bezieht und statusabhängig ist, also von Höhergestellten durchgeführt wird, bei denen eine Bewertungskompetenz angenommen wird (16f.). Dazu differenzieren sie nach Komplimentierungs- und Lobesgegenständen (Erscheinungsbild, Charaktereigenschaft, Leistung), den Adressaten, den Situationen (peergruppen- versus institutionsspezifisch), dem Kontext (sequenzielle Position), der sozialen Rolle (Lehrkraft versus SchülerIn, Peer) sowie Geschlecht und Altersstufe. Außerdem wird nach Einstellungen zum Loben und Komplimentieren gefragt. Ausgewertet wird ein Pool aus Spontandaten sowie Daten aus Fragebogenerhebungen mit offenen Fragen und *critical incidents* zum Sprachgebrauch und zur Spracheinstellung von SchülerInnen und Lehrkräften mithilfe von Korrespondenzanalysen. Die AutorInnen können bei der Kombination der beiden Fragetypen zunächst feststellen, dass die befragten SchülerInnen selbst Komplimente und Lob – anders als z.B. das Siezen oder das Bitte und Danke sagen – kaum als Mittel der sprachlichen Höflichkeit wahrnehmen. Die Auswertung der Spontandaten zeigt, dass die beiden Sprechhandlungen eher der Motivation, dem Aufbau von Beziehungen dem Bestätigen eines Images oder der Solidarisierung

dienen. Gegenstand von Komplimenten ist vor allem das äußere Erscheinungsbild und es können sowohl hinsichtlich Alter und Geschlecht als auch hinsichtlich der jeweiligen Adressaten Unterschiede im Komplimentieren verzeichnet werden. Zudem können Neuland, Könning und Wessels häufig verwendete syntaktische Muster herausarbeiten. Die Angaben der Lehrkräfte zeigen, dass sich ihr Komplimentierverhalten SchülerInnen gegenüber dem der Jugendlichen unterscheidet. Die Ergebnisse aus den Fragebogenerhebungen werden im Anschluss mit den qualitativen Daten aus den Beobachtungen abgeglichen. Hier kontrastieren die AutorInnen das Komplimentieren bzw. Loben in der Unterrichts-, in der Feedback- und in der Peerkommunikation. Dabei stellen sie fest, dass sich Ergebnisse aus Befragung und Spontandatenerhebungen weitestgehend decken, die Auswertung der Beobachtungen aber zur Ausdifferenzierung und Weiterführung der Ergebnisse beiträgt. Ihr Fazit unterteilen Neuland, Könning und Wessels in ein methodisches und ein inhaltliches sowie einen Ausblick: Zunächst heben sie Vorteile der vorgenommenen Korrespondenzanalyse hervor, indem zum einen Ergebnisse gestützt, verallgemeinert oder veranschaulicht werden können, zum anderen aber auch "eventuelle Widersprüche zwischen Spracheinstellungen und Sprachgebrauch" (34) aufgezeigt werden können. In Bezug auf die Bestimmung eines jugendspezifischen Höflichkeitsstils vermuten sie eine Präferenz der äußeren Erscheinung als Gegenstand und eine Auffälligkeit in Bezug auf bewertende Adjektive und Intensivierer in Bezug auf die Lexik. Abschließend zeigt das Autorenteam folgende Desiderate auf: Unterschiede in Hinsicht auf die Kategorie Alter, intragruppales Loben, "der Aspekt prosozialer Lügen bzw. der Aufrichtigkeit/Unaufrichtigkeit" im Kontext dieser Untersuchung(-smethodik) und weitere Praktiken der "positiven Höflichkeit" (35).

Der folgende Beitrag von Katrin Hee konzentriert sich auf die Unterrichtskommunikation von Jugendlichen: In ihrem Beitrag *Kommunikation von Schülern in der Gruppenarbeit* vergleicht die Autorin die Äußerungen von Jugendlichen in unterschiedlichen Unterrichtskontexten. Dazu greift sie Redders (1984) Unterscheidung zwischen Haupt-, Begleit- und Nebendiskurs auf, die sie mithilfe von Beispielen aus ihrem Untersuchungskorpus näher erläutert. Mit den anschließenden Fallanalysen untersucht Hee in Anlehnung an Neuland (2016) die Vermutung, "dass besonders gesprochensprachliche Phänomene im Sprachgebrauch der Jugendlichen hauptsächlich im Nebendiskurs vorkommen" (46) aus zwei Perspektiven: In einer aktualgenetischen Perspektive arbeitet sie Unterschiede in der Sprachverwendung "einerseits in Gruppenunterricht und Plenumsunterricht, andererseits im Haupt-, Begleit- und Nebendiskurs" heraus (47). Aus der ontogenetischen Perspektive untersucht sie eine potenzielle Verbindung von "spezifische[n] Struktur- und Ausdrucksformen und dem biologischen Alter" (47). Hier schließt sie an die von Androutopoulos (2001) vorgeschlagenen Phasen der Adoleszenz an. Die drei Fallbeispiele stammen aus dem Geschichtsunterricht und dem Deutschunterricht einer 11. Klasse. Das Korpus umfasst außerdem Audio- und Videoaufnahmen aus dem Geschichts- und Mathematikunterricht der 5. und 8. Klassenstufe (Gymnasium). Die anfänglichen Beispiele sind dem Geschichtsunterricht der 5. und der 11. Klasse entnommen. In jeder der drei Teilanalysen beschreibt Hee zunächst die Kommunikationssituationen der angeführten Transkriptauszüge – auch mit Rekurs auf die Differenzierung zwischen Haupt-, Begleit- und Nebendiskurs – und weist auf sprachliche Besonderheiten hin. In Bezug auf die Eingangsvermutung stellt Hee

fest, dass sich nächsprachliche Sprachverwendung zwar auch im Hauptdiskurs finden lässt. Dieser kann jedoch (unterrichtsmethodisch) unterschiedlich angelegt sein: Hee beschreibt die Erstellung eines Standbilds durch die Schülerinnen und Schüler und kein lehrerzentriertes Unterrichtsgespräch. Dies könne "nächstsprachliche und nonverbale Struktur- und Ausdrucksformen auch im Hauptdiskurs provozieren" (51). Aus diesem Grund unternimmt Hee nun einen "onomasiologische[n] Vergleich von Gruppenunterricht und Präsentationen" (51) im Plenum und kann so die Unterschiede in der Sprachverwendung mit der Unterrichtsform erklären. Dies stützt sie mithilfe einer quantitativen Analyse der Sprache eines Schülers im Gruppenunterricht und bei einer Präsentation. So wird die Beziehung zwischen Faust und Gretchen in der Präsentation mit den Begriffen "Distanz" und "höhergestellt sein" beschrieben. In der vorbereitenden Gruppenarbeit verwendet der Schüler dagegen die Worte "talk to my hand" oder "eiskalte Abfuhr" (51). Auf der Basis der Fallanalysen kann Hee zudem für ihr Korpus sehr knapp berichten, dass die Verwendung von Jugendsprache mit dem Anstieg der Klassenstufe graduell häufiger vorkomme und eine Anbindung an die Adoleszenzphasen nach Androutopoulos plausibel erscheine. Abschließend formuliert sie vier Desiderate: 1) "[B]ei den Analysen zumindest mit zu bedenken" sei, dass die SchülerInnen die Aufnahmesituation "zur eigenen Profilierung" nutzen (56). 2) Weiterzuführen sei zudem die systematische Unterscheidung zwischen der Sprachverwendung Jugendlicher in den verschiedenen Unterrichtsformen und Diskursen, der Funktionen, die sie erfüllt, sowie eine linguistische Beschreibung dieses Registers. 3) Fruchtbar erscheint Hee auch, die Untersuchung der Verbindung von Sprachgebrauch und biologischem und sozialem Alter. 4) Schließlich hebt Hee die Notwendigkeit einer Abgrenzung von Jugendsprache und Gesprochensprachlichem hervor, wobei sie dafür plädiert, "in Zukunft nicht von 'Jugendsprache' zu sprechen, sondern von spezifischen sprachlichen Merkmalen in je spezifischen Kontexten, die eine bestimmte Sprachwahl bedingen" (57).

Auch Judith Kreuz beschäftigt sich mit Gruppendiskussionen in der Schule. Ihr Beitrag *Zum ko-konstruierten Argumentieren Jugendlicher in schulischen Gruppendiskussionen* fokussiert Kleingruppendiskussionen in der 6. Jahrgangsstufe mehrerer Schweizer Grundschulen. Das Korpus enthält 60 videografierte, transkribierte Diskussionen. Es handelt sich insofern um ein quasi-experimentelles Vorgehen, als Thema und Ziel der Diskussionen festgelegt sind, die SchülerInnen ansonsten aber frei in der Bearbeitung der Aufgabe sind.

In ihrem Beitrag geht Kreuz der Frage nach, "auf welche Art und Weise [...] sich die Jugendlichen argumentativ einem gemeinsamen Entscheid in der gesetzten Problematik [näher]" (64). Dazu definiert sie zunächst "Argumentieren als situierte kommunikative Praktik" (65) und umreißt dann näher die von ihr betrachtete Praktik des "konsensuellen Argumentierens" (Kotthoff 2015). Anhand von drei Gesprächsbeispielen zeigt Kreuz auf dieser Basis, "wie sich Meinungen im Laufe eines gemeinsamen Explorierens des Themas erst entwickeln (vgl. auch Grundler 2011, 2015) und wie die Integrierenden [sic!] beiderseitige Verantwortung für das kreative Hervorbringen einer neuen Idee übernehmen" (69). Sie arbeitet außerdem heraus, wie Begründungen genutzt werden, um Zustimmung auszudrücken, indem einerseits ohne vorher gesetzten Zugzwang zusätzlich Begründungen geäußert werden (70) und andererseits bereits vollzogene Ablehnungen durch zusätzliche Negativargumente gestützt werden (73). In ihrer Zusammenfassung hebt Kreuz solche

ko-konstruierten Argumentationen als typisch für konsensuelle Argumentationssituationen in ihrem Korpus hervor. Sie beschreibt im Anschluss deren Struktur mithilfe von zwei Kategorien: Als "Grundstruktur" bezeichnet sie "die Abfolge einer Proposition von Sprecher 1 und einer validierenden Begründung von Sprecher 2". Eine "erweiterte Struktur" setzt sich zusammen aus "einer bereits realisierten Begründung und einer weiteren Begründung in Form einer Stütze" (74). Als weitere Funktionen des ko-konstruierenden Argumentierens nennt Kreuz die Aushandlung von Identitäten und des epistemischen Status sowie das *display* von gegenseitigem Verstehen. Schließlich weist sie darauf hin, dass die schulische Vermittlung argumentativer Kompetenzen in Bezug auf Aufgabenstellungen und soziale Faktoren noch weiter untersucht werden muss.

Christian Efing und Isa-Lou Sander richten in ihrem Beitrag *„Man muss immer angebracht schwatzen, wie es im Umfeld erwünscht ist.“ – Registersensibilität und Registerkompetenz von Auszubildenden – Selbstaussagen und Fremdzuschreibungen in Interviews* den Blick auf die Kompetenz von Jugendlichen in der Ausbildung, Register situationsangemessen zu verwenden. Damit gehen sie der Annahme von AusbilderInnen und PersonalchefInnen nach, dass die Äußerungen der Jugendlichen Registerunsicherheiten aufwiesen (Bryant/Pucciarelli 2018; Efing/Grünhage-Monetti/Klein 2014). Die Autoren stützen sich für ihre Untersuchung auf drei empirische Studien, die das Sprachverhalten von Auszubildenden näher betrachten: So widerlegt eine Studie von Dürscheid, Wagner und Brommer aus dem Jahr 2010 die Vermutung der Auszubildenden und Personalchefs zumindest für die Schweizer BerufsschülerInnen und deren schriftsprachliche Äußerungen. Auch die Untersuchung von Efing (2016) zeigt, dass sich mit Beginn der Ausbildung das Sprachverhalten der Jugendlichen in Bezug auf Register ändert. In der Studie von Bryant und Pucciarelli (2018) wird schließlich darauf verwiesen, dass die Jugendlichen zu Beginn ihrer Ausbildung zwar eine unangemessene Registerwahl in Bewerbungsschreiben identifizieren, aber oft nicht über das nötige Sprachmaterial verfügen, um diese zu korrigieren. Dies nehmen Efing und Sander zum Anlass, um die so angelegte Unterscheidung zwischen Registersensibilität als "rezeptive[] und reflexive[] Fähigkeiten des Wahrnehmens und Erkennens von Registerunterschieden" (83) und Registerkompetenz im engeren Sinne als "sprachproduktive Fähigkeit, Register angemessen bedienen zu können" (83f.) für ihre Untersuchung fruchtbar zu machen. Der zugrundeliegende Korpus umfasst drei Teilkorpora aus dem Kontext "sprachlich-kommunikative Anforderungen in der Ausbildung" und Berufssprache (86). Die Daten wurden in Form von Gruppen- und halb-standardisierten, leitfadengestützten Einzelinterviews, die mit den Auszubildenden und mit den Auszubildenden geführt wurden, erhoben. Außerdem wurden Hospitationen und teilnehmende Beobachtungen durchgeführt. Efing und Sander können zeigen, dass die Registersensibilität der Auszubildenden so weit ausgeprägt ist, dass sie "nicht nur wahr[nehmen], dass sich die Anforderungen an das jeweils angemessene Sprachverhalten verändern, sondern [...] auch in der Lage [sind] zu benennen, worauf sich diese Veränderungen beziehen" (89). Die Auszubildenden nennen insbesondere die Fachsprache als Ressource, Fachkompetenz zu vermitteln, die sie sowohl in Bezug auf die variierenden Ansprechpartner als auch je nach situativen Veränderungen anpassen. Äußerungen der Auszubildenden verweisen außerdem darauf, dass die Kompetenz in einem Register und in Bezug auf die Auswahl von unterschiedlichen Registern im Laufe der Ausbildung steigt. Die Autoren kontrastieren anschließend

die Selbstzuschreibungen der Auszubildenden mit den Fremdzuschreibungen der Auszubildenden: Die Auszubildenden geben an, die Merkmale der Fach- und Berufssprache in der Mündlichkeit und in der Schriftlichkeit in Abgrenzung zu anderen Registern zu erkennen. Schriftliche Formulierungen werden allerdings als größte Herausforderung wahrgenommen. Die Auszubildenden konstatieren entsprechend Schwächen in der schriftlichen Ausdrucksweise, erkennen aber auch einen "parallel zur beruflichen Sozialisation" (99) verlaufenden Anstieg an fachsprachlicher Kompetenz. Für Aussagen zur Registerkompetenz der Auszubildenden betrachten Efing und Sander deren Sprachverhalten in den Interviews. Hier können sie keinen qualitativen Unterschied zwischen den Auszubildenden und den Auszubildenden erkennen. Die Auszubildenden verwenden das fachsprachliche Register kaum, "wenn, dann aber selbstverständlich und ohne nachzudenken, angemessen und korrekt sowie vor allem auf lexikalischer Ebene" (100).

Efing und Sander ziehen das Fazit, dass die Registersensibilität der Auszubildenden zumindest in Bezug auf das implizite Wissen höher ausgeprägt ist als ihre produktive Registerkompetenz. Außerdem sehen sie ein Desiderat darin, ihre Ergebnisse mit Daten aus authentischen mündlichen und schriftlichen Äußerungssituationen und Testergebnissen aus experimentellen Diagnosesettings abzugleichen. Damit könnte auch die hier nur kurz angesprochene Registerkompetenz erfasst werden. Diese ist in den Gruppeninterviews anders als von den Autoren erwartet nicht zu beobachten gewesen, wie sie in einer abschließenden Methodenreflexion feststellen.

Nach Beiträgen zum Sprachverhalten von Jugendlichen in Unterrichtsinteraktionen und beruflichen Ausbildungssituationen schließt der Teil "Kontext Schule" mit einem Beitrag von Falko Röhrs zu *Identitätskonstruktionen jugendlicher Schülerinnen und Schüler in schulischen Elterngesprächen*, der insbesondere Äußerungen von Eltern und Lehrkräften, aber auch das Interaktionsverhalten anwesender Jugendlicher in den Blick nimmt. Die Untersuchung basiert auf einem Korpus von elf Gesprächen, die Röhrs dem Korpus des von Helga Kotthoff geleiteten Projektes "Interaktionale Soziolinguistik schulischer Sprechstunden" entnimmt. Dabei handelt es sich um Gespräche zwischen Lehrkräften und Eltern, bei denen die SchülerInnen ebenfalls anwesend sind. Acht Gespräche sind sogenannte Schullaufbahnberatungsgespräche, die in der 9. Klasse einer Werkrealschule geführt werden, bei den anderen drei handelt es sich um Gespräche am Elternsprechtag an der Realschule. Diese Gespräche untersucht Röhrs mithilfe der ethnografischen Gesprächsanalyse, der interaktionalen Soziolinguistik und der Ethnomethodologie und fragt nach der Konstruktion schulischer Identitäten der SchülerInnen, den an dieser Konstruktion Beteiligten und den Konsequenzen, die sich aus dieser Identitätskonstruktion für den Schüler/die Schülerin ergeben. Zunächst stellt Röhrs verschiedene Verfahren vor, wie eine solche Identitätskonstruktion erfolgen kann, und illustriert sie anhand seines Korpus: Er zeigt, dass sowohl die Lehrkräfte als auch die Eltern deskriptive Praktiken nutzen, um Fremdpositionierungen der SchülerInnen hinsichtlich deren sozialen Status vorzunehmen. Auch mithilfe von Kategorisierungen und Typisierungen, narrativen Fragmenten und Inszenierungen sowie pädagogischen Praktiken wie Loben, Ermahnen, Fordern und Erläutern werden Zuschreibungen vollzogen. Röhrs stellt fest, dass diese Identitätskonstruktionen sich auf solche Zuschreibungen beschränken, die von schulischer Relevanz sind, und dabei persönliche Eigenschaften und schulische Leistungen so eng verknüpft werden,

dass es zu Annahmen von Korrelationen kommt, wie dass zunehmende Schüchternheit zu schlechterer Leistungsbeurteilung führt. Im Folgenden zeigt der Autor ein Muster bei der Besprechung von Noten auf, das ebenfalls eine solche Verbindung unterstützt: Der Verkündung der Note folgt ihre Begründung, "indem sie in einen größeren Zusammenhang eingeordnet, selbst noch einmal bewertet oder erklärt und erläutert", also *accountable* gemacht wird (113). Auf diese Weise werden die "objektiven" Noten "subjektiviert und auf den Schüler/die Schülerin 'zugeschnitten'" (ebd.). Die SchülerInnen selbst sind, so stellt Röhrs außerdem fest, an diesen Identitätskonstruktionen kaum oder gar nicht beteiligt. Er demonstriert in der Folge von Walkers (2002), dass "die fehlende Reaktion als Ausdruck von Machtlosigkeit und institutioneller Asymmetrie zu sehen" ist (114) und mit ihrer "Doppelrolle als Gesprächsgegenstand und Gesprächspartner" in dem Gesprächstyp der schulischen Elterngespräche zusammenhängt (117). Die Konsequenzen solcher Gespräche sind anhand des Datenkorpus nur schwer zu bestimmen. So bleibt es im Beitrag bei einer Einzelfallanalyse, die nicht direkt auf Auswirkungen dieser Praktiken verweist. Allerdings merkt Röhrs im Fazit diesbezüglich kritisch an, "dass solche Identitätskonstruktionen weitreichende Konsequenzen (in Bezug auf Bildungsentscheidungen, zu ergreifende pädagogische Maßnahmen und der ihnen zugeschriebenen Verantwortung) für die Schülerinnen und Schüler zu haben scheinen" (121).

Der erste Beitrag im "Kontext Freizeit" behandelt Begrüßungen von Jugendlichen. Die Autoren Nils Bahlo und Stefanie Krain begegnen mit ihrem Beitrag *Indexing social age – Multimodale Begrüßungsroutinen Postadoleszenter als Index alternierender Lebensphasen* zwei Desideraten: Zum einen unternehmen sie eine dezidiert multimodale Analyse der Begrüßungsroutinen, zum anderen arbeiten sie Merkmale in der Interaktion Postadoleszenter heraus, versuchen also Spezifika der Begrüßung auf eine bestimmte Phase der Jugend zu beziehen und so die Lebensphase Jugend als analytischen Bezugspunkt weiter auszudifferenzieren. Dabei geht es ihnen um das soziale Alter "als transitorischer Wechsel sozialer Rollen in ihrer schicht-, situations- und geschlechtsspezifischen Prägung" (129). Die Postadoleszenz meint eine "Phase des Jungseins, die weder der Jugend noch dem Erwachsenen sein zugeschrieben werden" kann (130). Aufbauend auf den Verfahren des Indexing (auch Kotthoff 2012:251) gehen Bahlo und Krain davon aus, "dass sprachliche und nichtsprachliche Handlungen und Muster mit einem sozialen Alter assoziiert werden können" (133). Damit basieren sie ihre Untersuchung auf Garfinkels Ethnomethodologie und auf Berger und Luckmanns Konzept von Sprache als Abbildung von sozialer und natürlicher Wirklichkeit. Für die Betrachtung der Partybegrüßungsgespräche untersuchen sie deren "Außen-, Binnen- und situative[] Realisierungsebene" aus gattungsanalytischer Perspektive (Günthner 2013) in unterschiedlichen Modi, die sie Schmitz (2007) folgend als "Seh- und Hörfläche" bezeichnen. Die Studie greift auf Video- und Audioaufnahmen sowie Fotos der Räume, in denen drei Personengruppen zusammenkommen, zurück. Diese Personen sind volljährig, studieren oder befinden sich in einer Ausbildung und sind sich entweder bekannt oder lernen sich in der Situation kennen. So versuchen die Autoren auf der Grundlage von zwei Beispielen (Begrüßung unter Paaren, Begrüßung unter Freunden) zu zeigen, dass die Indizierung der Postadoleszenz multimodal erfolgt: Auf der sprachlichen Ebene verweisen sie auf eher jugendspezifische Begrüßungswörter wie "halLöle", die mit der höflichen Frage nach dem Befinden, die

das Erwachsenenensein repräsentiert, kontrastiert werden kann (140). Im Raum finden sich Hinweise auf die Phase zwischen Jugend und Erwachsenenensein z.B. durch die Inszenierung einer "erwachsenen" Gestaltung des Hausflures durch Bildcollage, die dadurch gebrochen wird, dass oft nackte Frauen auf den Bildern dargestellt werden (140) oder durch den mit Bierkasten selbst gebauter Wohnzimmertisch (143). Schließlich ist der Status der Interagierenden als studierende WG-Bewohner (139) ebenfalls diesbezüglich relevant. Immer wieder weisen Bahlo und Krain jedoch auf das Fehlen belastbarer Daten für ihre Folgerungen hin, wenn es um die Gestaltung der Wohnräume geht (140, 143f.). Um ihre Interpretationen zu stützen, greifen sie zum einen auf (eigenes und bei den Teilnehmenden vermutetes) Wissen über prototypische Rolleninszenierungen (140) und Erwartungshaltungen (143) zurück. Zum anderen verweisen sie auf die Passung ihrer Interpretationen zu denen, die auf den anderen beobachteten Merkmalen Alter und Sprache beruhen (140). Begrüßungen von Jugendlichen sind von Neuland (2015) näher untersucht worden, so dass ein Vergleich auf der Basis empirischer Daten in dieser Hinsicht möglich ist.

Auch Katharina Staubach berücksichtigt in ihrem Beitrag *Was verraten Jugendliche über ihre Kleidung? Ergebnisse einer Interview- und Gruppendiskussionsstudie zu Prozessen jugendlicher Selbstinszenierung* die Multimodalität von Interaktionen: Gegenstand der Äußerungen von Jugendlichen, die sie mithilfe der Inhaltsanalyse nach Mayring untersucht, ist eigene oder fremde Oberbekleidung, wobei der Fokus auf die jeweiligen Aufdrucke gerichtet wird. Kleidung als Inszenierung bestimmter sozialer Identitäten spielt insbesondere im Jugendalter eine Rolle, wenn die Jugendlichen vor der Aufgabe stehen, "eine eigene stabile Identität zu entwickeln, die individuell und unverwechselbar, gleichzeitig aber auch sozial kompatibel ist und den Anforderungen der Gesellschaft nach Integration genügt" (152), wie Staubach auf der Basis von Hurrelmann (2016) ausführt. Aus diesem Spannungsverhältnis entstehen Wahlmöglichkeiten in Bezug auf die Identitätsgestaltung, die die Autorin in den Äußerungen der Jugendlichen in Bezug auf Kleidung rekonstruiert. Das Korpus umfasst Gruppendiskussionen, in denen fiktive Kaufentscheidungen getroffen und Rückschlüsse von Kleidung auf Persönlichkeitsmerkmale der TrägerInnen gezogen wurden, sowie Interviews, in denen Jugendliche zu ihren Lieblingsshirts befragt wurden. In einem ersten Schritt zeigt Staubach, dass Jugendliche Markenshirts auf den ersten Blick als solche identifizieren, selbst wenn sie die Marke nicht kennen, und zudem ein entsprechendes Markenimage assoziieren, das sie auf den Träger/die Trägerin der Kleidung transferieren. Ihre Daten machen auch deutlich, dass die Bewertung dieses Images rezipientenabhängig ist. Die Autorin weist in einem zweiten Schritt darauf hin, dass durch die "Übertragung von Markenimage auf den Träger der Kleidung entscheidende Prozesse der Integration vorgenommen werden", sie also "einer bestimmten sozialen Gruppen zugeordnet werden" (161f.). Begründungen der Befragten für die Wahl bestimmter Shirts beschreibt Staubach schließlich als unspezifisch ("cool") und deutet dies als Verweis auf einen kollektiven Trend, der – wie sie herausstellt – teilweise "das individuelle Gefallen" überlagert (166). Dieser Trend liefere außerdem den Jugendlichen unterschiedliche Identitätsangebote, die diese für sich ausprobieren könnten. Auf der anderen Seite arbeitet die Autorin heraus, dass diese Begründungen auch auf unterschiedliche Strategien der Individuation referieren, wie eine emotionale Aufladung von Kleidungsstücken oder das Füllen von unbekanntem Akronymen mit "subjektiver Bedeutung" (170).

Eine Schnittstelle zum folgenden "Kontext Mehrsprachigkeit" bietet der letzte Beitrag des Gliederungsabschnittes "Kontext Freizeit" mit Norbert Dittmars Pilotstudie *Erzählstile Jugendlicher mit und ohne Migrationshintergrund. Ein Plädoyer für subjektive Reaktionstests am Beispiel einer Fallstudie*. Dittmar geht es um das auch methodologische Problem der Bewertung von Äußerungen und der damit einhergehenden Fremdpositionierung der Sprechenden durch die Hörenden insbesondere in Bezug auf (migranten-)jugendsprachliche Profilbeschreibungen: "Die Geltungsansprüche empirischer Untersuchungen zu den sprachlichen Indikatoren migrantenjugendlichen Sprechens [...] gehen auf subjektive Einschätzungen der Forschenden in den letzten 20 Jahren zurück [...]" (176). Er präzisiert: "Abweichungen werden weder systematisch aus dem Vergleich mit autochthonen kolloquialen Daten isoliert noch auf empirisch erhobene Reaktionstests auf migrantenstämmiges Sprechen gegründet" (176). Er kritisiert weiterhin die geringe Anzahl an Probanden und die "grobe[n] Informationen zum sozialen Hintergrund" (176). Damit begründet er sein im Beitragstitel angekündigtes Plädoyer für subjektive Reaktionstests. Für deren sinnvolle Durchführung postuliert Dittmar "drei theoretische Vorbedingungen" (177), die er im Anschluss klärt: In Abgrenzung von Silversteins Beurteilung von Werturteilen über sprachliches und nicht-sprachliches Verhalten als "*sui generis* ideologisch" (177) fordert er soziolinguistische Untersuchungen, die "ein sozial differenziertes möglichst objektives Bild autochthoner Reaktionen auf das Redeverhalten migrantenstämmiger Jugendlichen [...] geben" (sic!; 178). Als zweite Vorbedingung fragt Dittmar nach den Unterschieden zwischen dem Deutschen von Jugendlichen (DmJ) mit Migrationshintergrund und anderen Registern, insbesondere dem Mündlichkeitsdeutschen. Schließlich geht der Autor auf das Desiderat von "empirischen Studien zur Bewertung abweichender Formen im DmJ-Diskurs" (179) ein und postuliert die Praxis in der alltäglichen Gesprächssituation, von der Sprachverwendung auf den sozialen Hintergrund des Sprechenden zu schließen, als Basis für seine Pilotstudie. In dieser kontrastiert er den Sprachgebrauch in drei Erzählungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund mit dem von autochthonen jugendlichen Sprechern. Ziel ist die Überprüfung der folgenden These: "Im spiegelbildlichen Prozess der Dekodierung durch Hörer werden die durch Mehrebenenkokkurrenz gebundene Konstituenten segmentiert und 'verstanden'" (180). Mit dem Terminus "Mehrebenenkokkurrenz" bezieht Dittmar sich zum einen auf die Kokkurrenz syntaktischer Einheiten und nutzt die Kokkurrenzanalyse, um Abweichungen von syntaktischen Mustern zu beschreiben. Zum anderen integriert er Gumperz (1982) folgend prosodische und morphophonologische Aspekte der Äußerungen in seine Beobachtungen. So untersucht er in seiner Studie die Kokkurrenz der syntaktischen Abweichungen mit anderen sprachlichen Mitteln, die ebenfalls als ethnolektal wahrgenommen werden und bewertet sie. Sein Fokus liegt dabei auf der Koronalisierung des [iç]-Lautes, Akzentverschiebungen und phonetische Varianten, die Besetzung des Vorvorfeldes mit der Folge einer Verbtrittstellung und Problemen bei der Zuweisung der Kasus. Dittmar kommt zu dem Schluss, dass "Mehrebenenkokkurrenzen [...] wertungsbestärkende bzw. wertungsgegenläufige Teilkonfigurationen umfassen" (191), Variablen also im Ko- und Kontext bewertet werden müssen. So wird z.B. die vom Standard abweichende Koronalisierung des [iç]-Lautes im Kontext weiterer Abweichungen anders gewertet, als wenn auf den anderen Ebenen keine Abweichungen festgestellt werden. Aus diesem Grund plädiert Dittmar für eine Beschreibung von Variablen "in Bezug auf

ihre (Wirkungs-)dichte" (191), d.h. indem Kookkurrenzen auf mehreren Ebenen miteinbezogen werden.

Mit seinem Beitrag *Freizeitkommunikation österreichischer Jugendlicher unter quantitativen und qualitativen Aspekten* fokussiert Georg Oberdorfer das methodische Vorgehen bei der Beschreibung von jugendsprachlichen Daten. Er stützt sich dazu auf Gilles (2003) Terminologie der "konversationell-lokalen" und "korrelativ-globalen" Ansätze zur Differenzierung qualitativer, zumeist konversationsanalytisch-interaktionaler Vorgehensweisen und quantitativer, eher statistischer Zugriffe. Unter beiden Perspektiven analysiert er im Anschluss Gruppengespräche Jugendlicher aus allen Bundesländern Österreichs im Vergleich zu Gesprächen Erwachsener zwischen 40 und 60 Jahren aus einem Korpus, das im Rahmen des Projektes *Jugendsprache(n) in Österreich* entstanden ist. Der Autor nutzt die Analyse, um Möglichkeiten und Grenzen der Kombination beider methodischer Ansätze aufzuzeigen. Zunächst stellt er heraus, dass frühere Diskussionen einer solchen Kombination, wie z.B. Androutsopoulos/Spreckels (2010) und Gilles (2003), nicht zu konkreten Realisierungsvorschlägen geführt haben. Aufgrund der "nahezu durchgehenden Akzeptanz" der Annahme "einzelner jugendlicher Sprechstile und deren Rückführung zu einer Varietät der Jugendsprachen durch kookkurrente sprachliche Varianten" plädiert er zudem für die Konzentration auf eine qualitative Erforschung des jugendsprachlichen Repertoires, die "Verwendungskontexte aufzeigen und Gründe des Gebrauchs liefern kann" (208). Anhand der Kategorien Expressivität, Tempus und Artikelverwendung beschreibt Oberdorfer die Daten zunächst aus quantitativer Perspektive und im Vergleich zwischen den Gesprächen Jugendlicher und Erwachsener. In Bezug auf die Expressivität stellt er fest, dass evaluierende Prädikativkonstruktionen mit expressiven Intensivierern wie in "der is urGEI:L" (208) quantitativ eindeutig jugendsprachlich sind, aber auch dass ein Desiderat zu Verwendungskontexten und damit semantischen Präzisierungen dieser Intensivierer besteht, das qualitativ bedient werden müsste, vermutlich jedoch an der Masse und Frequenz des Vorkommens scheitert. Anhand der Betrachtung des Präteritumgebrauchs Jugendlicher zeigt Oberdorfer, dass Phänomene trotz einer geringen statistischen Signifikanz relevant für die Beschreibung von Tendenzen im Sprachgebrauch sein können. Schließlich geht er auf den Gebrauch des bestimmten Artikels vor Personennamen ein, dessen Abbau in städtischen Gebieten statistisch nachgewiesen werden kann. Das daraus erwachsende Potenzial einer Funktionalisierung der Artikelsetzung muss jedoch qualitativ begründet werden. Auf der Basis dieser Untersuchungen kommt Oberdorfer zu dem Schluss, dass ein methodischer Zugriff, der zunächst Phänomene aus einer qualitativen Perspektive salient macht, um sie dann – trotz geringer statistischer Signifikanz – quantitativ genauer zu untersuchen, ebenso wertvoll sein kann wie ein umgekehrtes Vorgehen, das höherfrequente Phänomene mithilfe von qualitativen Untersuchungen zu begründen und zu kontextualisieren versucht. Der Beitrag schließt mit der Frage, ob solche Vorgehensweisen, bei denen ein Ansatz "auf eine Nicht-Schwerpunktseite reduziert wird" (216), als Methodenkombination zufriedenstellend sei.

Aus einer anderen Perspektive betrachtet Joachim Gerdes Jugendsprache als potenzieller (Lern-)Gegenstand des DaF-Unterrichts in seinem Beitrag *Generationen- adäquater Sprachgebrauch als Lernziel im universitären DaF-Unterricht. Analysen von Online-Fragebogendaten italienischer Studierender*. Gerdes verweist zu-

nächst auf das grundsätzliche Problem, dass Unterrichtseinheiten zur "Jugendsprache" oder zum "Kiezdeutsch" suggerierten, dass es sich jeweils um geschlossene sprachliche Systeme handle. Stattdessen schlägt er "einen Mittelweg zwischen behutsamer und lernzielorientierter Integration von Varietäten in den Fremdsprachenunterricht seitens der Lehrenden und Vermeidung einer Fehldeutung von Sprachvarianten als unkorrekte Ausdrucksformen seitens der Lernenden" vor und zeigt in der Entwicklung und Erprobung von adäquaten Unterrichtsinhalten und -methoden ein Desiderat für die Auslandsgermanistik auf. Vor diesem Hintergrund analysiert der Autor im Folgenden Daten aus einer Fragebogenerhebung unter 50 Studierenden des Faches Deutsch der Universität Genua. Gefragt wurde insbesondere nach Kenntnissen von Varietäten und nach der Einstellung in Bezug auf eine Integration in den Unterricht. Daraus ergibt sich, dass die Studierenden insbesondere im Umgang mit Muttersprachlern und durch Medien in Kontakt mit Varietäten kommen und dabei die Alltags- und Umgangssprache sowie die Jugendsprache eher von den Studierenden als relevant empfunden werden als Dialekte. Als Motivation geben sie die Kommunikation mit Muttersprachlern an. Gerdes kann zudem ein hohes "Bedürfnis nach Praxisnähe" (228) und eine "grundsätzliche Skepsis gegenüber reinem Alleinvertretungsanspruch der Standardsprache" (229) nachweisen. Dies verdeutlicht er in der Kontrastierung von Ausschnitten aus einem Lehrwerk mit fiktiven Dialogen, die von der Standardsprache abweichen, aber als "authentischer" gesetzt werden. Im Fazit problematisiert Gerdes dann deutlich die Diskrepanz zwischen den normgerechten Sprachbeispielen im DaF-Unterricht und der sprachlichen Realität, die für die Studierenden u.a. über die Medien zugänglich ist.

Das nächste vorgestellte Projekt arbeitet ebenfalls mit Fragebögen, erfasst jedoch Angaben über den Sprachgebrauch von Jugendlichen. Jacqueline Züst und Sarah Eggel fokussieren in ihrem Beitrag *Sprechen mit fremder Stimme. Jugendliche in der Deutschschweiz* Situationen, in denen Jugendliche Sprechweisen anderer und insbesondere das ethnolektale Sprechen imitieren. Gerade SprecherInnen in der Deutschschweiz haben vor dem Hintergrund der inneren und äußeren Mehrsprachigkeit "ein besonders ausgeprägtes Bewusstsein für ein "Auch-anders-Sprechen-Können" (Dürscheid/Spitzmüller 2006:17) (236). Darauf stützt sich Gallikers (2014, 2017) Untersuchung der Sprachverwendung in ländlichen Regionen der Schweiz, die ihrerseits die Basis bildet für Züst und Eggels Analyse des Sprachgebrauchs in Zürich und dem ländlichen Teufen. Fokussiert wird die Verwendung von Standardsprache in Kontrast mit dem Dialekt, die Verwendung von fremden Dialekten in Kontrast mit dem eigenen, Anglizismen und Lehnwörter sowie ethnolektaler Sprachgebrauch. Nach allgemeinen, Forschungsergebnisse zusammenfassenden Erläuterungen der einzelnen Foki beschreiben Züst und Eggel ihr Feldforschungsprojekt. Sie stellen fest, dass zwischen der Sprachverwendung der Jugendlichen in Zürich und Teufen kaum Unterschiede zu verzeichnen sind. Beide Gruppen nutzen die standardsprachliche Variation in formellen Situationen, aber auch, um Ironie oder Belustigung zu markieren. Damit wird ebenfalls die Verwendung von fremden Dialekten begründet. Dabei greifen die Jugendlichen insbesondere auf geographisch nah situierte Dialekte zurück. Die häufige Okkurrenz des Berner Dialektes erklären die Autorinnen durch die relativ hohe Zahl an SprecherInnen, die den Dialekt besonders präsent macht. In Bezug auf die Verwendung von Anglizismen und Entlehnungen aus dem Englischen können geschlechterspezifische, je-

doch keine lokalen Unterschiede bei der Frage nach bekannten Ausdrücken festgestellt werden. Im Gebrauch ethnolektaler Ressourcen unterscheiden sich die beiden Probandengruppen. So ist das Repertoire der Zürcher Jugendlichen diesbezüglich deutlich differenzierter, was sich auch in der relativen Verwendung der verschiedenen Sprechweise zeigt: Die Jugendlichen aus Teufen geben mehr dialektale Sprechweisen an, die aus Zürich mehr ethnolektale.

In ihrem Beitrag *Jugendsprache im norddeutschen Raum – ein Werkstattbericht* betrachtet Henrike Carolin Bohlin ebenfalls den ländlichen Sprachraum. Dazu stellt sie ihr Forschungsprojekt vor, das nach kennzeichnenden Merkmalen des jugendsprachlichen Repertoires in den ruralen Regionen Schleswig-Holsteins fragt. Herausgearbeitet werden sollen eventuelle Medieneinflüsse und Unterschiede zur Jugendsprache im städtischen Raum, wie sie in anderen Untersuchungen festgehalten wurden. Bohlin definiert Jugendsprache zunächst Neuland (2018) folgend aus kulturalistischer Perspektive als "Sprachgebrauchsweisen Jugendlicher [...] [die] in einem multidimensionalen Varietätenraum zu verorten [sind], der wechselseitige Einflüsse zur standardsprachlichen Variation aufweist" (256). Sie hebt außerdem die Bedeutung der Medien als Vermarktungs- und Kontaktmöglichkeiten für die Entwicklung von Jugendsprache hervor und stellt den Raum als relevanten Einflussfaktor auf sprachliches Verhalten dar. Methodisch orientiert sich Bohlin an Deleuze und Guattaris Rhizom-Konzept, unterstreicht also die Relevanz von Querverbindungen und Konnexionen. Die Untersuchung folgt dementsprechend einem Mixed-Methods-Ansatz, bei dem neben der im Beitrag vorgestellten Fragebogenerhebung auch ethnographische Studien, Fokusgruppeninterviews und Materialanalysen durchgeführt werden sollen. Die Items des Fragebogens, der in Schulklassen verteilt wurde, bestehen zum größten Teil aus offenen Fragen, die dazu dienen, metapragmatische Daten zu Spracheinstellungen und Gebrauchsstrukturen zu gewinnen, die Bohlin auf der Grundlage von Spitzmüllers Konzept der Positionierung untersucht. Im Analyseteil ihres Beitrags stellt sie zwei Items vor: Mit dem ersten erhebt sie Verwendung und Einstellung zu den ethnolektalen Ausdrücken *Alta/Alda*, *Lan*, *Walla/Wallah* und *Digga*. Sie stellt fest, dass ihre Ergebnisse der Arbeitshypothese widersprechen, dass solche Ausdrücke durch die digitalen Medien weitere Verbreitung fänden, kann aber geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Verwendung herausarbeiten. Differenzen in der Kategorie Geschlecht finden sich auch hinsichtlich der Art von eingesetzten Emojis bei der Kommentierung eines fiktiven Posts im zweiten vorgestellten Item. Hier zeigt die Autorin Positionierungen der Probanden zur Praktik des Postens allgemein und des Postens von Essen im Spezifischen, die durch ihre Kommentare deutlich hervortreten, auf, die sie als Partizipation an lokalen und globalen Diskursen versteht.

Der letzte Teil "Kontext Medien" umfasst zwei Beiträge. Der erste untersucht den Sprachgebrauch Jugendlicher in Facebook. Da die Autorinnen Annemarie Saxalber und Miriam Micheluzzi dabei die Situation innerer Mehrsprachigkeit in Südtirol in den Blick nehmen, finden sich auch hier wieder Anknüpfungspunkte zum vorherigen Teil "Kontext Mehrsprachigkeit". In ihrem Beitrag *Facebook-Sprachgebrauch im Kontext von innerer Mehrsprachigkeit in Südtirol* stellen Saxalber und Micheluzzi eine Folgestudie zum Forschungsprojekt "Digital Natives Digital Immigrants. Schreiben auf Social Network Sites" der Europäischen Akademie Bozen vor. Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem "Zusammenhang von Dialekt- und Standardgebrauch je nach Gesprächsthemen und Nutzungsalter" sowie auf den

Merkmale des Pustertaler Dialekts in der computervermittelten Kommunikation (278). Dabei werde jede Varietät in bestimmten Funktionen eingesetzt. Ausgehend vom hohen Stellenwert des Dialektes in der mündlichen Kommunikation in Südtirol, dessen Merkmale die Autorinnen zunächst näher beschreiben, referieren sie Ansätze, die in der Folge des Nähe/Distanz-Modells von Koch und Oesterreicher Kommunikation in den digitalen Medien zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu beschreiben versuchen (Dürscheid 2004, 2006; Androutsopoulos 2007; Storrer 2013). Auf dieser Basis erläutern Saxalber und Micheluzzi im Anschluss die Kommunikationsformen der Plattform Facebook, das – umstrittene – Konzept der *digital natives* und *digital immigrants* (Prensky 2001) und erste Ergebnisse des Forschungsprojektes. In ihrer Folgeuntersuchung konzentrieren sie sich auf die Themenbereiche der Statusmeldungen und deren Verteilung in Bezug auf Alter und Varietät sowie auf konkrete sprachliche Hinweise auf eine regionale Zuordnung der TextautorInnen zu einer bestimmten südtiroler Dialektregion. Methodisch nutzen sie dazu die Inhaltsanalyse mitsamt einer Frequenzanalyse nach Mayring, um hypothesengeleitet das Korpus für die erste Forschungsfrage in Hinblick auf Alter der AutorInnen und Art der Facebook-Kommunikation, für die zweite hinsichtlich Herkunft und Varietät zu betrachten. Die Autorinnen kommen mit ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Jugendlichen (14-19jährige) themenunabhängig, also auch und entgegen der Annahme in Äußerungen zu politischen und aktuellen Themen, Dialekt präferiert nutzen, die 40- bis 49-Jährigen dagegen insbesondere, wenn Persönliches thematisiert wird. Die Vermutung, dass von der Verwendung des Dialektes auf die Herkunft der Schreibenden geschlossen werden kann und es sich nicht nur um einen "freien und kreativen Schreibstil" (285f.) handelt, kann bestätigt werden. Zudem könnten gerade in kurzen Texten dialektale Merkmale verstärkt festgestellt werden. Weiterführend schlagen Saxhalber und Micheluzzi neben einer Vergrößerung der Datengrundlage vor, die Intentionen der Schreibenden bei der Verwendung des Dialekts zu erheben und nach einem Zusammenhang zwischen der Wahl der Varietät und dem jeweiligen Kommunikationspartner sowie der Einstellung zur Sprache zu suchen.

Dorothee Meer beschäftigt sich in ihrem Beitrag "*Liebe dagi bee du bist wunder wunder hübsch*" – *Osmotische Werbung und jugendliche Identitätsarbeit im Rahmen von Kommentarlischen auf YouTube* mit der "multimodalen Rekonstruktion *medien- und textsortenspezifischer Kontakt- und Identitätsangebote* der YouTuberin Dagi Bee" (300; Hervorhebungen im Original). Dabei steht weniger die Jugendsprache im Fokus als die Interaktion der Jugendlichen in Form eines "Sprache-Bild-Musik-Textes" (300; das Video "Winter-Make-up Tutorial") und die Kommentarlischen, in denen diese Angebote weiterverarbeitet werden. Identität wird hier nach Goffman (1971) als in der Interaktion auszuhandelnder Prozess begriffen. Meer definiert zunächst den Begriff "osmotische Werbung" als "nicht als Werbung zu qualifizierende Teilaspekte von Textsorten, in denen die Vorstellung von Produkten nicht von anderen Aspekten des Formats unterschieden werden kann, da die Erwähnung der Produkte in andere Textfunktionen [...] integriert erfolgt" (303). Ähnlich wie Staubach in ihrem Beitrag in diesem Band zu Identitätsangeboten durch Kleidungsaufdrucke arbeitet Meer exemplarisch am Videotutorial heraus, welche Bedeutung die versteckten Warenhinweise für die Identitätskonstruktion der jugendlichen Rezipienten haben können. Dazu zeigt sie, wie Dagi Bee auf multimodaler

Ebene durch parainteraktive Kommunikationsstrategien Intimität suggeriert, die direkt an bestimmte Produkte angebunden werden kann. Im Anschluss geht sie darauf ein, wie diese "parainteraktiven Angebote der YouTuberin" (312) in den Kommentaren zum Video aufgegriffen und weiterverarbeitet werden, indem die UserInnen Dagi Bee zwar einerseits direkt adressieren, andererseits aber selbst auf Fragen anderer NutzerInnen antworten, da eine Antwort der YouTuberin in der Regel nicht zu erwarten ist. Meer zeigt außerdem, dass die Kommentarlisten den UserInnen Gelegenheit bieten, im Sinne von "Doing being a fan" (316) eine Identität als Fan oder Nicht-Fan zu konstruieren. Aus methodischer Perspektive weist Meer abschließend darauf hin, dass sowohl die "binäre Struktur von Fan- und Anti-Fantum" (323) als auch deren Rekonstruktion mithilfe von Kommentarlisten für die Betrachtung von jugendlicher Identitätsarbeit fruchtbar seien.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Band dem doppelten Ziel, den Gegenstand Jugendsprache weiter auszudifferenzieren und gleichzeitig einen Beitrag zur methodologischen Diskussion über Forschungsansätze zu leisten, gerecht wird. Deutlich wird hier, dass die Heterogenität des Forschungsfeldes dazu führt, dass es immer schwerer begrifflich zu fassen und zu kategorisieren ist (Neuland 2018:85): Die Beschreibungen des Sprachgebrauchs Jugendlicher in unterschiedlichen situativen (Institution, Adressat) und geographischen Kontexten werden darüber hinaus ergänzt durch die genauere Betrachtung des Kommunikationsverhaltens von Jugendlichen in digitalen Medien sowie durch Untersuchungen, die die Beteiligten selbst stärker in den Blick nehmen, indem deren Geschlecht, Sprachbiographie, aber auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Phase der Jugendzeit, die sich in ihren Interaktionen dokumentiert, miteinbezogen wird. Dabei werden in vielen Beiträgen mehrere dieser Bereiche betrachtet (insbesondere Neuland/Könning/Wessels, Hee, Dittmar, Oberdorfer, Bohlin, Saxalber/Micheluzzi). Die Schwierigkeit zu kategorisieren zeigt sich außerdem in der Aufteilung nach Kontexten: Es kommt immer wieder zu Überschneidungen bei Beiträgen, für die Mehrfachzuordnungen möglich wären, wie z.B. der Beitrag von Oberdorfer oder der von Saxalber und Micheluzzi, die beide eine andere Kontextualisierungsmöglichkeit explizit im Titel tragen, ohne dass der vorgenommenen Zuordnung die Plausibilität genommen würde. Auch lassen sich mit Ausnahme des Teils "Kontext Mehrsprachigkeit" bei allen Teilen der im Titel enthaltene Begriff Kontexte sowohl als Forschungskontext als auch als situativer Kontext der jeweils untersuchten Gespräche verstehen.

In Bezug auf die methodologische Schwerpunktsetzung des Bandes finden sich eine ausgewogene Anzahl an vorgestellten quantitativen und qualitativen Ansätzen, aber genauso Datentriangulationen. In vielen Beiträgen erhält zudem die Reflexion des methodischen Vorgehens vergleichbar viel Raum (Neuland/Könning/Wessels, Efig/Sander, Dittmar, Oberdorfer). Der Band trägt also seinen Teil zur Debatte um Methodenkombinationen und Datentriangulationen und deren Potenzial, die Nachteile empirischer Settings, die sich für nur eine methodische Ausrichtung entscheiden, zu nivellieren, bei.

Schließlich werden sowohl inhaltlich mit der Betrachtung des Interaktionsverhaltens der Jugendlichen in digitalen Medien als auch methodisch mit den *mixed methods*-Ansätzen und den konsequent multimodalen Analysen einiger Beiträge (Bahlo/Krain, Staubach, Meer) aktuelle Fragen der Jugendsprachforschung berührt. Das Thema digitale Medien findet sich nicht nur im letzten Teil, sondern auch in vorangegangenen Beiträgen im "Kontext Mehrsprachigkeit" (Gerdes, Züst/Eggel,

Bohlin). Dort werden die digitalen Medien als Promotoren für die Sprachverwendung Jugendlicher angesprochen. Auf diese Weise kann sich der letzte Teil "Kontext Medien" mit zwei Beiträgen (Saxalber/Micheluzzi, Meer) auf das Kommunikationsverhalten Jugendlicher in digitalen Medien konzentrieren. Deutlich wird dadurch der neue Fokus auf dieses Thema: Nachdem Jugendsprache im Kontext von Medien vor allem als kommerzielles Gut wie z.B. als Quelle für Werbung oder für Buchpublikationen insbesondere in Form von jugendsprachlicher Lexika einen Platz im öffentlichen Diskurs fand und als solches linguistisch untersucht wurde, wird in den letzten Jahren der Blick auf die Jugendlichen als Nutzer der digitalen Medien gerichtet (Storrer 2013; Beiträge in Spiegel/Gysin 2016; Beißwenger 2016; Meer 2018).

Die Fokussierung auf das Multimodale knüpft u.a. an Forderungen aus sprachanalytischen Ansätzen wie der multimodalen Interaktionsforschung an: Das gegenseitige Verstehen im Gespräch und damit die für die Analyse zu rekonstruierende Intersubjektivität basiert nicht nur auf den verbalen, sondern auch auf den nonverbalen und paraverbalen Gesprächsbeiträgen der Beteiligten sowie der Integration des Raumes und der in ihm enthaltenen Artefakte. Insbesondere die letzten beiden Aspekte ergänzt durch Erkenntnisse der interaktionalen Linguistik bezüglich der Betrachtung von Interaktionen in digitalen Medien (Imo 2015) machen eine Kombination mit semiotischen Analyseinstrumenten sinnvoll, wie die Beiträge von Bahlo und Krain, Staubach und Meer zeigen. Der Band macht also nicht nur auf Vorteile von Kombinationen aus Methoden der beiden Bereiche quantitativer und qualitativer Verfahren aufmerksam, sondern auch auf die Vorteile von Verknüpfungen innerhalb eines Bereiches.

Literatur

- Androutsopoulos, Jannis (2008): Research on Youth-Language/Jugendsprachforschung. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus, J. / Trudgill, Peter (Hgg.), *An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Berlin/New York: De Gruyter, 1496-1505.
- Androutsopoulos, Jannis (2007): Neue Medien – neue Schriftlichkeit? In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 54(1), 72-97.
- Androutsopoulos, Jannis (2001): Von fett zu fabelhaft: Jugendsprache in der Sprachbiographie. In: Sachweh, Svenja / Gessinger, Joachim (Hgg.), Themenheft "Sprechalter", *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)*, 55-78.
- Androutsopoulos, Jannis (1998): *Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Androutsopoulos, Jannis / Spreckels, Janet (2010): Varietät und Stil. Zwei Integrationsvorschläge. In: Gilles, Peter / Scharloth, Joachim / Ziegler, Evelyn (Hgg.), *Variatio delectate. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation*. Frankfurt a.M.: Lang, 197-214.
- Bahlo, Nils et al. (Hgg.) (2019): *Jugendsprache. Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler.
- Beißwenger, Michael (2016): Praktiken in der internetbasierten Kommunikation. In: Deppermann, Arnulf / Feilke, Helmut / Linke, Angelika (Hgg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin/New York: De Gruyter, 279-309.

- Bryant, Doreen / Pucciarelli, Nina (2018): Zum angemessenen Schriftsprachgebrauch im Nähe- und Distanzbereich. Eine Pilotstudie zu Registersensibilität am Anfang der Berufsausbildung. In: Sprache im Beruf. Kommunikation in der Aus- und Weiterbildung – Forschung und Praxis (SprB) 1, 6-26.
- Dürscheid, Christa / Wagner, Franc / Brommer, Sarah (2010): Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien. Berlin/New York: de Gruyter.
- Dürscheid, Christa (2006): Äußerungsformen im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Sprachwissenschaftliche und sprachdidaktische Aspekte. In: Neuland, Eva (Hg.), Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a.M./Berlin: Lang, 375-388.
- Dürscheid, Christa / Spitzmüller, Jürgen (2006): Jugendlicher Sprachgebrauch in der Schweiz: eine Zwischenbilanz. In: Dürscheid, Christa / Spitzmüller, Jürgen (Hgg.), Zwischentöne. Zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz. Zürich: NZZ Libro, 13-48.
- Dürscheid, Christa (2004): Netzsprache – ein neuer Mythos. In: Beißwenger, Michael / Hoffman, Ludger / Storrer, Angelika (Hgg.), Themenheft "Internetbasierte Kommunikation", Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 68, 141-157.
- Efing, Christian (2016): "Irgendwann muss man ja mal erwachsen werden". Spracheinstellungen und Sprach(differenz)bewusstheit in Hinblick auf Jugendsprache bei (Berufs-)SchülerInnen. In: Spiegel, Carmen / Gysin, Daniel (Hgg.), Jugendsprache in Schule, Medien und Alltag. Frankfurt am Main: Lang, 239-255.
- Galliker, Esther (2017): Bricolage: zwischen dialektaler und globaler Variation – Wie sich Jugendliche über Stilbasteleien sozial positionieren. In: Linguistik Online 84(5).
- Galliker, Esther (2014). Bricolage: Ein kommunikatives Genre im Sprachgebrauch Jugendlicher aus der Deutschschweiz. Frankfurt a.M.: Lang.
- Gilles, Peter (2003): Zugänge zum Substandard: Korrelativ-globale und konversationell-lokale Verfahren. In: Androutsopoulos, Jannis / Ziegler, Evelyn (Hgg.), Standardfragen. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Festgabe zum 60. Geburtstag von Klaus Jochen Matheider. Frankfurt a.M.: Lang, 195-215.
- Grundler, Elke (2015): Interaktive Argumententwicklung in schulischen Argumentationen. In: Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 1/62, 47-60.
- Grundler, Elke (2011): Kompetent argumentieren. Ein gesprächsanalytisch fundiertes Modell. Tübingen: Stauffenburg.
- Günthner, Susanne (2013): Sprache und Kultur. In: Auer, Peter (Hg.), Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart: Metzler, 347-369.
- Gumperz, John J. (1982): Discourse strategies. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hurrelmann, Klaus (2016): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die Sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim/Basel: Beltz.
- Imo, Wolfgang (2015): Interaktionale Linguistik und die qualitative Erforschung computervermittelter Kommunikation. Online-Ressource: <http://arbeitspapiere.sprache-interaktion.de/arbeitspapiere/arbeitspapier56.pdf>

- Kotthoff, Helga (2015): Konsensuelles Argumentieren in schulischen Sprechstunden. In: Hauser, Stefan / Mundwiler, Vera (Hgg.), Sprachliche Interaktion in schulischen Elterngesprächen. Bern: hep-Verlag, 72-94.
- Kotthoff, Helga (2012): Lehrer(innen) und Eltern in Sprechstunden an Grund- und Förderschulen. Zur interaktionalen Soziolinguistik eines institutionellen Gesprächstyps. Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 13, 290-321.
- Meer, Dorothee (2018): Osmotische Werbung im Web 2.0: Die Bewerbung jugendlicher Körper am Beispiel der multimodalen Textsorte 'Stylingtutorial'. In: Michel, Sascha / Pappert, Steffen (Hgg.), Multimodale Kommunikation in öffentlichen Räumen. Kommunikationsformen und Textsorten zwischen Tradition und Innovation. Stuttgart: ibidem, 201-230.
- Morek, Miriam (2016): Lernziel "Situationsangemessen kommunizieren" – Schüler zwischen Unterrichtssprache und Jugendsprache. In: Spiegel, Carmen / Gysin, Daniel (Hgg.), Jugendsprache in Schule, Medien und Alltag. Frankfurt a.M.: Lang, 49-70.
- Neuland, Eva (2018): Jugendsprache. Tübingen: Francke.
- Neuland, Eva (2016): Schule als sprachlicher und sozialer Erfahrungsraum für Jugendliche. Perspektiven der linguistischen Jugendsprachforschung. In: Spiegel, Carmen / Gysin, Daniel (Hgg.), Jugendsprache in Schule, Medien und Alltag. Frankfurt a.M.: Lang, 33-47.
- Neuland, Eva (2015): "Hey, was geht?". Beobachtungen zum Wandel und zur Differenzierung von Begrüßungsformen Jugendlicher. In: Sprachreport 31, 30-35.
- Prensky, Marc (2001): Digital Natives, Digital Immigrants. In: On the Horizon 9(5), 1-6.
- Redder, Angelika (1984): Modalverben im Unterrichtsdiskurs. Pragmatik der Modalverben am Beispiel eines institutionellen Diskurses. Tübingen: Niemeyer.
- Schmitz, Ulrich (2007): Bildakte? How to do things with pictures. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 35, 419-433.
- Spiegel, Carmen / Gysin, Daniel (Hgg.) (2016): Jugendsprache in Schule, Medien und Alltag. Frankfurt a.M.: Lang.
- Storrer, Angelika (2013): Sprachstil und Sprachvariation in sozialen Netzwerken. In: Frank-Job, Barbara / Mehler, Alexander / Sutter, Tilmann (Hgg.), Die Dynamik sozialer und sprachlicher Netzwerke. Wiesbaden: Springer VS, 331-366.
- Walker, Barbara M. (2002): The missing person. Student roles in home-school interviews. European Educational Research Journal 1(3), 468-479.

Dr. Anne Frenzke-Shim
Pädagogische Hochschule Karlsruhe
Bismarckstr. 10
76133 Karlsruhe

frenzkeshim@ph-karlsruhe.de

Veröffentlicht am 30.6.2020

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.